Ein Garten am Fusse der Engadiner Berge

Aus der Geschichte der Gartenanlage der Chesa Planta in Samedan

Die Chesa Planta ist umgeben von der ältesten Gartenanlage im Engadin. Nun wurde der Gartenpavillon restauriert und eine Broschüre über die Geschichte erarbeitet – beides wurde am Samstag präsentiert.

GERHARD FRANZ

Die Gartenanlage der Chesa Planta wurde aus dem Dornröschenschlaf erweckt. So auch der neu restaurierte Gartenpavillon. Fotos: Gerhard Franz

Der Vorstand des Gönnervereins Chesa Planta, Andràs Bodoky, erläuterte die Tätigkeiten und gab Informationen zur Gartenanlage, ein wichtiger Teil des kulturellen Erbes Samedan. Eeva Ruoff aus Zürich gelang es, mit vielen Details zur Geschichte dieses Gartens die Wichtigkeit seines Erhalts aufzuzeigen. Besonders interessant der Entwurf der Bepflanzung mit blühenden Gewächsen. Im 19. Jahrhundert wurden diese Anlagen populär, so beschäftige sich die von Planta-Familie, die 1817 die Liegenschaften von der Familie von Salis erworben hatte, mit dem Ausbau des Gartens. Zeitweise zeigte er sich als eine richtige Blumenanlage, vollständige Angaben sind nicht überliefert. Nina von Planta, Gattin des Landammanns Rudolf von Planta, war an vielen Pflanzen und einer besonderen Art der Baumschule interessiert, die in dieser Höhe gut gedeihen konnten, da der Hang gegen das Tal perfekt besonnt wurde.

Ruoff hat diesbezüglich wertvolle Recherchen unternommen, die nun dem Publikum präsentiert wurden. Als die letzte Bewohnerin der Chesa Planta, Elisabeth von Planta, Samedan verliess, begann der «Dornröschenschlaf» der Anlage. Chasper Pult, Präsident des Stiftungsrates, zeigte sich hoch erfreut, dass die Gartenanlage nun für die Öffentlichkeit zugänglich ist und sich der archäologische Dienst Graubünden bereit zeigt, weitere Untersuchungen durchzuführen. In letzter Minute ist eine wichtige Broschüre, die alle nachgewiesenen Fakten aufführt, erschienen.

Roman Zangger hat die Aufgabe übernommen, den Gartenpavillon wieder herzurichten. Er war in desolatem Zustand, vom Holzboden bis zum Dach. Nach ausgiebiger, mühevoller Restaurierung wurde das Gebäude 2016 ein Schmuckstück der Anlage. Für die angenehme musikalische Unterhaltung zwischen den Ausführungen sorgte die Capella Quadria. So konnte jedermann nach der Führung durch die Chesa Planta im Garten daneben verweilen. Für den Besucher eine wundervolle Symbiose von gleichsam Wissenserwerb über Kultur und Erholung.

Entsteht Glück durch Musik?

Der weltberühmte Pianist Grigory Sokolov zu Gast in St. Moritz

Im Rahmen des Engadin-Festivals gab Grigory Sokolov am vergangenen Samstagabend in der «Église au Bois» ein Klavierrezital mit Werken von Mozart und Beethoven.

Der berühmte Pianist Grigory Sokolov hat sich am vergangenen Samstag auf die Suche nach dem musikalischen Glück begeben. Mit dem Programm servierte er seinem Publikum keine leichte Kost. Fotos: Engadin Festival/Danko Baschura

Glück ist ein flüchtiges Wesen: Es kann sich unvermittelt einstellen oder trotz grosser Anstrengungen ausbleiben. Wie stand es am 5. August damit?

Festlich gekleidete Damen und Herren streben angeregt plaudernd einer malerisch am Waldrand gelegenen «Dornröschenkirche» zu. Sie erwarten zu Recht einen genussvollen Abend: Mozart und Beethoven stehen auf dem Programm, gespielt von einem Meister seines Fachs. Beste Voraussetzungen also, dem Glück zu begegnen. Der Blick ins Programm sorgt für erste Verwunderung: Die Stücke stehen fast ausnahmslos in Moll. Das deutet nicht auf festlich-fröhliche, sondern eher auf dramatisch-tragende Musik hin. Die Werke stammen zudem aus der letzten Lebensphase der Komponisten. Bei Mozart ist das nicht weiter schlimm, wie steht es aber mit Beethoven? Dieser Vollender der Klassik war am Ende seines Lebens taub. Seine letzten Werke stiessen beim Publikum auf Unverständnis. Sokolov hat offensichtlich etwas Besonderes vor an diesem Abend.

Das Werk

Kernstück des Konzerts ist die Klaviersonate Nr. 32 op. 111 von Ludwig van Beethoven. Sie erklingt am Schluss und ist die letzte Klaviersonate, die Beethoven komponiert hat: Nach einem dramatischen ersten Satz erstrahlt im entscheidenden zweiten Satz eine wunderbar gesangliche «Arietta». In fünf Variationen wird sie verarbeitet. Die ersten drei Variationen intensivieren das Thema: Der Puls bleibt gleich, die Anzahl Töne pro Schlag verdreifachen sich aber, bis sie in der dritten Variation zu einem extatischen Tanz werden, allerdings einem Tanz am Abgrund. Und dieser tut sich in der vierten Variation auf: Düstere Klänge wechseln mit sphärischen Höhen ab, und plötzlich geschieht es: Einer freien Improvisation gleich, taucht ein komplett neues Thema auf, das keinen Bezug zur vorhergehenden Musik hat. Beethoven, der Meister der Form, sprengt hier das Schema der Variation. Ein Triller, in Musikstücken meist nichts weiter als Beiwerk oder allenfalls Übergang, wird unvermittelt zum Zentrum der Komposition: Durch alle zwölf Töne der Oktave schraubt er sich aufwärts und erklingt in drei Stimmen gleichzeitig. Auf dem Höhepunkt verlässt Beethoven nun auch noch das Tonsystem. Erst Arnold Schönberg hat sich im 20. Jahrhundert mit seiner «Zwölf-Tonmusik» einen solchen Bruch erlaubt.

Die linke Hand verharrt jetzt an diesem entscheidenden Punkt der Sonate in den tiefsten Tiefen, während die rechte in höchster Höhe schwebt. Die Musik oszilliert am Abgrund, ein faustischer Moment: Leben oder Tod, Verdammnis oder Erlösung?

Hier könnte die Musik aufhören und das Publikum ratlos zurücklassen. Als Offenbarung setzt nun aber in der fünften und letzten Variation eine schlichte Choralmelodie ein und bringt die Erlösung. Beethoven scheint hier Frieden und Versöhnung mit seinem Schicksal gefunden zu haben. Auch Dankbarkeit lässt sich aus dieser schlichten Choralmelodie herauslesen für die Gnade, solch göttliche Musik geschrieben zu haben.

Der Künstler

Mit einem solchen Programm serviert Grigory Sokolov seinem Publikum nicht eben leichte Kost. Er führt es aber mit Werken von Mozart behutsam zum Kulminationspunkt am Ende des Programms hin.

Auf dem Weg dorthin lotet Sokolov die Klangmöglichkeiten des mächtigen Flügels und der kontrastreichen Musik aus. Zarte Passagen berühren selbst im Pianissimo, während dramatische Tiefen die Wucht des Instruments zeigen. Der wunderbare neogotische Kirchenraum rundet beide Klänge warm ab.

Weder Mozart noch Beethoven stand ein solch potentes Klavier zur Verfügung. Wie hätten sie, die beide nicht nur als Komponisten, sondern auch als Pianisten brillierten, ihre Werke interpretiert? Um den Melodiebogen nicht zu verlieren, hätten auch langsame Passagen vorwärtsdrängen müssen. Dramatische Stellen wiederum wären nie so klangvoll gewesen wie mit modernen Mitteln. Als Pianisten hätten Mozart und Beethoven stärker der Musik als solcher vertrauen müssen. Klang und Tempo wären ausgewogener gewesen, mit Ebenmass oder «klassisch» eben.

Jede Interpretin, jeder Interpret ist auch ein Geschichtenerzähler. Grigory Sokolov hat sein Publikum an jenem Abend in der schönen Dornröschenkirche am Waldrand mit einer wahren Geschichte über eine an Wahnsinn grenzende Verzweiflung und ihre Erlösung berührt. Ist das Glück? Ester Mottini